

Gegen das Schwachsinnigwerden der Alltagssprache Zur lebensweltlichen Erkenntnisfunktion der Literatur

Stefan Matuschek (Jena)

Im ersten Blick auf die möglichen Inhalte, die Stoffe, Themen und Motive gesehen, ist die Verbindung von Literatur und Alltag kontingent: Sie kann, muss aber nicht bestehen. Das war nicht immer so. Dass der Alltag, also das Unspektakuläre, Durchschnittliche, in keiner Weise Auffällige oder Besondere zum Gegenstand der Literatur werden kann, hat sich erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts ergeben. James Joyces *Ulysses* kann man als den Text namhaft machen, der als erster programmatisch auf die Darstellung des Alltags aus ist, des normalen Tagesablaufs eines Dubliner Durchschnittsbürgers vom morgendlichen Stuhlgang bis zur Rückkehr ins Ehebett. Der Roman erschien im Jahr 1922 und war gerade durch seine Präsentation des Alltäglichen ein Ereignis: skandalös für die einen, die das als Zumutung von Belanglosigkeit empfanden, sensationell für die anderen, die die literarische Erschließung des Alltags feierten und den Roman geradezu paradox zum Monument des Alltags erhoben. Man sprach und spricht bis heute in diesem Zusammenhang davon, dass Joyces Roman den 16. Juni 1916, an dem er spielt, zum „Weltalltag“ gemacht habe, und man feiert diesen 16. Juni mit dem Namen der Hauptfigur als Bloomsday. So wird den Joyceanern auch das Alltägliche erhaben, der Alltag zum Feiertag. Die Literatur aber hat sich seit Joyce ganz unerhaben dem Alltag zugewandt und als möglichen Inhalt erobert. Literatur kann sich heute mit allem befassen: also auch mit dem Alltäglichen. Wenn sich unter den deutschsprachigen Gegenwartsautoren etwa Burkhard Spinnen gelegentlich programmatisch als der Dichter des Alltags darstellt, dann ist das Ereignishafte, das damit bei Joyce verbunden war, längst abgeschliffen und nur noch eine Sparte unter vielen anderen benannt. Was die möglichen Inhalte, die Stoffe, Themen und Motive betrifft, ist der Zusammenhang von Literatur und Alltag heute kontingent.

Nicht zufällig, sondern aus der Sache begründet ist der Zusammenhang von Literatur und Alltag auf einer anderen Ebene: auf der Ebene der Sprache. Die Literatur hat, meine ich, einen nicht beliebigen, sondern für sie und ihre Möglichkeiten konstitutiven Bezug zur Alltagssprache. Dieser Bezug besteht nicht von jeher. Er ist ein literaturgeschichtlich neueres Phänomen, das wohl erst im letzten Jahrhundert von entscheidendem Gewicht geworden ist. Es hängt mit einem anderen sprachlichen Phänomen zusammen, das unsere Wirklichkeit mehr und mehr prägt: mit der immer fortschreitenden Ausdifferenzierung der arbeitsteiligen

Wissensgesellschaft und der je zugehörigen Expertenkulturen und Expertensprachen. Neben dieser Entwicklung erhält der Zusammenhang von Literatur und Alltagssprache eine besondere Funktion.

Um sich dieses sprachliche Nebeneinander vorzuführen, kann man sich am besten an den in dieser Hinsicht schon klassisch gewordenen Anfang von Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* halten. Er beginnt mit dem Musterfall eines konventionellen Alltagssatzes („Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913“) und er ist dadurch klassisch geworden, dass er nicht unmittelbar mit diesem Satz beginnt, sondern mit einem Umweg dorthin. Leicht gekürzt lautet er so:

„Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts, einem über Rußland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen. [...] Die Lufttemperatur stand in einem ordnungsgemäßen Verhältnis zur mittleren Jahrestemperatur, zur Temperatur des kältesten wie des wärmsten Monats und zur aperiodischen monatlichen Temperaturschwankung. [...] Der Wasserdampf in der Luft hatte seine höchste Spannkraft, und die Feuchtigkeit der Luft war gering. Mit einem Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altmodisch ist: Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913.“¹

Der Umweg, den Musil zu seinem konventionellen Anfangssatz nimmt, ist die Wissenschaft. All die vorgeschalteten Sätze geben eine meteorologische Bestimmung dessen, was konventionell – Musil sagt „altmodisch“ – „schön“ heißt. Was einen schönen Augusttag „schön“ macht, kann man meteorologisch mit Barometer, Thermometer und Hygrometer messen. Genau das enthalten die vorgeschalteten Sätze, die vom Luftdruck, von der Lufttemperatur und von der Feuchtigkeit der Luft sprechen. Dass all diese messbaren Werte in dem einen Adjektiv „schön“ zusammenzufassen sind, ist nicht nur ein rhetorischer Witz, mit dem hier ein Roman beginnt, es ist zugleich die grundsätzliche Spannung, die unser Leben in unserer wissenschaftlich technisierten Welt ausmacht. Wir alle wissen, dass die Vorstellung von einem „schönen Tag“ mit meteorologischen Messinstrumenten zu objektivieren ist, und wie sehr diese technische Datenorientierung unsere Alltagswelt durchdringt, sieht man etwa daran, dass fast alle Apotheken Baro-, Thermo- und Hygrometer öffentlich ausstellen, damit die Kränkelnden wissen, ob sie den Schal enger zurren sollen oder nicht. Besonders wenn etwas auf dem Spiel steht, etwa die Gesundheit, hält man sich

¹ Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, hg. von Adolf Frisé, Reinbek 1978, S. 9.

vernünftigerweise an objektive wissenschaftliche Kenntnisse und an die zugehörige Technik. Daneben und zugleich aber lebt man ja auch ganz untechnisiert subjektiv und hält morgens einfach das Gesicht aus dem Fenster, um zu prüfen, ob man einen Schal braucht oder nicht. Und so unendlich abgegriffen der Satz „Schönes Wetter heute“ auch ist, so drückt er doch (wenn auch nur innerlich gedacht und nicht ausgesprochen) eine viel intensivere und befriedigendere Kenntnisnahme des Wetters aus, als selbst die genauesten Messinstrumente sie vermitteln könnten; intensiver und befriedigender deshalb, weil das Wetter, um das es geht, ja keine abstrakte Datenmenge ist, sondern ein konkreter Zustand meiner eigenen Welt, die ich für mich zur Kenntnis nehme. In dieser Perspektive ist die Aussage „Es war ein schöner Augusttag“ komplexer und reicher als alle meteorologischen Objektivierungsbemühungen. Genau das führt Musils Romananfang vor: Seine an wissenschaftlicher Genauigkeit orientierten Formulierungen bleiben abstrakt und ohne Darstellungskraft, sein konventionelles Alltagswort erscheint dagegen prägnant. Dass es gleichwohl als „etwas altmodisch“ bezeichnet wird, enthält Ironie. Denn dieser Romananfang spielt ja nicht die moderne Wissenschaft gegen die alten Sprach- und Erzählkonventionen aus. Er zeigt nicht die Überführbarkeit, sondern das Nebeneinander von Alltags- und Wissenschaftssprache; ein Nebeneinander, bei dem die Alltagssprache einen leicht komischen, doch zugleich leicht triumphalen Effekt macht.

Die Spannung, um die es geht, kann man in Anlehnung an den Philosophen Edmund Husserl die zwischen Wissenschaftswelt und Lebenswelt nennen. Mit „Lebenswelt“ meint Husserl die Welt der vorwissenschaftlichen, wie er sagt, „natürlichen Einstellungen“ des Menschen, die „allgemeinsame Erfahrungswelt“, die – wie es mit einer schönen Formulierung heißt – für den „wachen Lebenden immer schon da“ sei, d.h. vor jeder wissenschaftlichen Objektivierung.² Husserl gebraucht diesen Terminus, um mit ihm das Thema seiner Philosophie zu bestimmen: der Phänomenologie als Wissenschaft von der Lebenswelt. Sie soll nicht bestimmte lebensweltliche Situationen, sondern deren allgemeine Beschaffenheit, die für alle Menschen in jeder Situation grundsätzliche Konstitution der Lebenswelt analysieren und dadurch die Wissenschaft neu fundieren. Wenn ich mir den Begriff hier in literaturwissenschaftlicher Absicht ausleihe, dann tue ich das ohne den Anspruch, damit in philosophischer Hinsicht etwas zur Erkenntnis der Lebenswelt als solcher beizutragen. Mir geht es nur darum, die Lebenswelt als eine Bezugsgröße der Literatur zu denken, als Horizont, in dem und auf den sie wirkt. Auch die Wissenschaften wirken auf die Lebenswelt, indem ihre Ergebnisse,

² Vgl. Edmund Husserl: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, in: E. H.: Gesammelte Schriften, hg. von Elisabeth Ströker, Bd. 8, Hamburg 1992, S. 128 und 145.

vielfach in der Form technischer Produkte, zur allgemeinen Erfahrungswelt werden. Autos und Computer sind Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und sind aber mittlerweile im Alltagsleben für jedermann auf gleiche Weise „immer schon da“ wie Straßen, Häuser und Bäume. Doch bleibt die Differenz. Unter der Motorhaube, unter der Computertastatur und der Bildschirmoberfläche beginnt eine für die meisten Menschen fremde, unverständliche Wirklichkeit, zu denen nur Experten Zugang haben und denen man in der eigenen Abhängigkeit von diesen Wirklichkeiten vertrauen muss. Was diese technischen Beispiele veranschaulichen, gilt ebenso für natürlich-menschliche und soziale Wirklichkeiten: Im Vergleich zum Expertenwissen sind mir mein eigener Körper, mein Verhalten als Ehemann und Vater oder meine Bankgeschäfte ebenso fremd und entzogen wie der Motor unter der Haube. Die Politik- und Sozialwissenschaften diskutieren diesen Zustand als Problem der Expertenkultur oder besser: -kulturen. Denn in der Pluralität, in der Zerstreuung und Vereinzelung des Expertenwissens liegt ja gerade das Problem. Pointiert lautet es: Das, worüber man noch gemeinverständlich reden kann, wird immer unwichtiger; immer wichtiger dagegen das, worüber sich nur noch Spezialisten verständigen können.³ Der Philosoph Hermann Lübbe spricht in diesem Zusammenhang von dem „fortschreitenden Kompetenzverlust des common sense“.⁴ Mit Husserls Differenz kann man sagen: Das lebensweltliche Gespräch wird immer belangloser. Alles, worauf es ankommt, ist mehr und mehr nur noch im Wissenschaftsgespräch erreichbar. „Das war ja mal wieder ein milder Winter“ oder „Schade, wieder kein Schnee“, können wir alle sagen, um unsere Wettererfahrungen der letzten Jahre auszudrücken. Um diese Erfahrung aber genauer zu verstehen, müssten wir in den Wissenschaftsdiskurs der Klimaforschung eintreten. Das Laiengespräch übers Wetter wird und erscheint uns auch umso belangloser, je mehr wir wissen, dass hinter unserer Alltagserfahrung etwas steckt, was nur der Klimaexperte zureichend formulieren kann. Die Wissenschaftssprache reduziert das lebensweltliche Gespräch damit zu bloßem Geplapper: Wir wissen, dass man in ihr potenziell immer ganz genau sagen kann, was wir im Alltag nur so daherreden. Der Satz „Es war ein schöner Augusttag“ gerät damit in die Defensive. Nicht nur, weil dieser Satz heute immer häufiger auch auf den Monat Januar passt, sondern weil seine Aussage naiv, wie Geplapper wirkt, wo wir doch auch als Laien alle meteorologisch genauer sein könnten.

³ „Wo wir uns verstehen, wird nicht Wichtiges mehr verhandelt, wo Wichtiges verhandelt wird, verstehen wir nur noch wenig.“ Ludwig Jäger: Expertenkultur und Sprachkultur: „Innersprachliche Mehrsprachigkeit“ und das Problem der Transparenz des Expertenwissens, in: Max Kerner (Hg.): Aufstand der Laien. Expertentum und Demokratie in der technisierten Welt, Aachen, Leipzig, Paris 1996, S. 45-60, hier S. 54.

⁴ Hermann Lübbe: Politische Entscheidung und Fachwissen, in: Reinhard Löw, Robert Spaemann, Peter Koslowski (Hg.): Expertenwissen und Politik, Weinheim 1990, S. 76-90, hier S. 83.

Dass Musil diesen Satz „altmodisch“ nennt, weist genau auf diese Defensive, in die das lebensweltliche gegenüber dem wissenschaftlichen Reden gerät. Insoweit ist die Kennzeichnung ohne Ironie. Sie zeigt an, welche Konsequenz die zunehmende Verwissenschaftlichung für die Alltagsrede hat: Das konventionelle lebensweltliche Reden veraltet nicht nur in einzelnen Ausdrücken, die jeweils zu modernisieren wären; nein, sie veraltet als ganze, insofern sie die Wirklichkeiten einer verwissenschaftlichten Welt nicht mehr erreichen kann. Ironisch wird Musils Ausdruck nur dadurch, dass sein Romananfang gerade nicht das Altmodische des altmodischen Wortes zeigt, sondern dessen Prägnanz. Er tut es dadurch, dass er in den vorausgehenden Sätzen verschiedene Aspekte des schönen Wetters bringt und sie jedoch in dem Bemühen um meteorologische Exaktheit leer lässt. Erst das konventionelle Wort „schön“ fasst diese Aspekte dann zusammen und macht so vorstellbar, was in den vielen Genauigkeit vorspielenden Wörtern abstrakt blieb. Hätte der Roman mit dem konventionellen Satz begonnen, wäre er der Konvention verfallen. So aber füllt er den floskelhaften Ausdruck mit dem Aspektreichtum an, den er haben kann, wenn er nicht einfach als Floskel gebraucht wird. Anders und in der mit Husserl eingeführten Perspektive gesagt: Er gibt der Sprache der Lebenswelt neue Prägnanz. In dieser Beobachtung soll mir Musils Romananfang als exemplarischer Beleg für den eingangs behaupteten konstitutiven Bezug von Literatur und Alltagssprache dienen: Die Literatur arbeitet mit und an der Alltagssprache als Sprache der Lebenswelt, um diese als ein eigenes Erkenntnis- und Orientierungsmittel neben der Wissenschaftssprache lebendig zu halten.

Was damit gemeint ist, kann eine literarische Figur – abermals aus Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* – illustrieren. Es gibt dort eine junge, sehr gescheite und erfolgreiche Astronomin, Frau Dr. Strastil, die allerdings gescheit und erfolgreich ausschließlich in ihrer mathematischen Berufssprache ist und in der Alltagssprache dagegen nur die erbärmlichsten Plattitüden zu bieten hat. Auf einer Alm, verkündet sie, wolle sie „ganze drei Tage [...] wie ein Felsblock“ liegen, um „elementar“ zu fühlen; von der Literatur weiß sie zu sagen, dass manche Dichter ihr „unglaublich viel geben“ und dass es immer „etwas Großes“ sei, „wenn uns ein Dichter so lebendig fühlen machen kann“. Der Roman diagnostiziert diesen Strastilschen Zustand als eine „außerordentliche Entwicklung des begrifflichen Denkens mit auffälligem Schwachsinn des Seelenverstandes“.⁵ Wenn man das Wort „Seelenverstand“ hier durch den Ausdruck „Alltagssprache“ ersetzt, dann ist damit genau das getroffen, worum es

⁵ Vgl. Musil (wie Anm. 1), S. 866f.

mir geht. Eine entscheidende Funktion der Literatur liegt darin, meine ich, dass sie neben der außerordentlichen Entwicklung des wissenschaftlich-begrifflichen Denkens das Schwachsinnigwerden der Alltagssprache verhindert. „Schwachsinnig“ ist dabei so zu verstehen, wie es im Grimmschen Wörterbuch definiert wird: „stumpfen geistes, mit verkümmerten empfindungsleben“⁶; und Alltagssprache meint hier den Lebensweltaspekt, d.h. die Sprache der durch Konventionen und Subjektivität geprägten natürlichen Einstellungen eines Menschen zu seiner Welt. Diese Sprache ist zugleich komplexer und diffuser als die der Wissenschaft. Denn in ihr geht es nicht um die möglichst genaue Bezeichnung eines Sachverhalts. Vielmehr stellt sich mit jedem Sachverhalt der Sprecher zugleich selbst zusammen mit seinen expliziten und impliziten Einstellungen und Wertungen dar.⁷ Diese komplexe und diffuse Sprache ist das Medium der Literatur. Und Literatur kann man als die Kunst verstehen, dieses Komplexe so zu handhaben, dass es möglichst wenig diffus und dafür umso prägnanter wird. Um es mit einer – engagierten – Definition zu sagen: Literatur ist diejenige Verwendung der natürlichen (d.h. nicht wissenschaftlich objektivierten) Sprache, die deren Komplexität so prägnant zu machen versteht, dass sie zu einem eigenen lebensweltlichen Erkenntnis- und Verständigungsmittel wird.

Das Eigene liegt dabei genau in dem, was die Lebenswelt von der Wissenschaftswelt unterscheidet: In der Literatur hat man es immer mit komplexen, teils konventionellen, teils subjektiv-individuellen Einstellungen zu tun, nie mit objektivierten Sachverhalten. Es geht um die vom einzelnen Menschen und dessen Lebenserfahrung aus perspektivierte Wirklichkeit, nicht um intersubjektiv verifizierbare Tatsachen. Die Literatur zeigt die Welt nicht, wie sie ist, sondern wie sie Menschen vorkommt. Anders gesagt: Die Literatur zeigt nicht Welten, sondern Lebenswelten. Am umfänglichsten tun dies Romane, die überdies nicht nur einfach, sondern gleich mehrfach und wechselnd zu perspektivieren vermögen, so dass sie am selben Ort zur selben Zeit verschiedene Lebenswelten vorführen. Literatur – so lautet eine kommune und ganz zutreffende Erklärung – ist die Kunst der Perspektive, aus der man erfährt, dass und wie die menschliche Welt keine objektive Gegebenheit, sondern eine je persönliche Auffassung ist. Das zeigt sich auch in den alltäglichen, privaten Äußerungen der Menschen. Der Unterschied zur Literatur liegt darin, dass die Literatur die persönlichen Auffassungen sprachlich viel prägnanter zu machen vermag, als sie im alltäglichen Gespräch begegnen.

⁶ Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, 9. Bd, Leipzig 1899, Sp. 2166 (= Bd. 15 des Neudrucks München 1984).

⁷ Vgl. die Definition der „Alltagsrede“ im Historischen Wörterbuch der Rhetorik (hg. von Gert Ueding, Bd. 1, Tübingen 1992, Sp. 418): „der Sprecher stellt sich darin selbst dar und artikuliert seine Einstellung zu Personen und Sachverhalten.“

Literatur ist nicht die Alltagssprache selbst, sondern deren künstliche oder auch: künstlerische Zurichtung im Dienste der Deutlichkeit. Der literarische Stil kondensiert, was im Leben selbst und seiner Sprache verstreut und diffus ist. Als Beispiel kann – nun zum letzten Mal – eine Musil-Figur dienen, Graf Leinsdorf aus dem *Mann ohne Eigenschaften*, mit dem die Lebenseinstellung eines österreichischen Aristokraten kompakter und griffiger formuliert ist, als sie wohl irgendwo sonst zu haben wäre:

„Religiös und feudal erzogen, niemals im Verkehr mit bürgerlichen Menschen dem Widerspruch ausgesetzt, nicht unbelesen, aber durch die Nachwirkungen der geistlichen Pädagogik, die seine Jugend behütet hatte, zeitlebens gehindert, in einem Buch etwas anderes zu erkennen als Übereinstimmung oder irrende Abweichung von seinen eigenen Grundsätzen, kannte er das Weltbild zeitgemäßer Menschen nur aus den Parlaments- und Zeitungskämpfen; und da er genug Wissen besaß, um die vielen Oberflächlichkeiten in diesen zu erkennen, wurde er täglich in seinem Vorurteil bestärkt, daß die wahre, tiefer verstandene bürgerliche Welt nichts anderes sei, als was er selbst meine. Überhaupt war der Zusatz ‚der wahre‘ zu politischen Gesinnungen eine seiner Hilfen, um sich in einer von Gott geschaffenen, aber ihn zu oft verleugnenden Welt zurechtzufinden. Er war fest überzeugt, daß sogar der wahre Sozialismus mit seiner Auffassung übereinstimme, ja es war von Anfang an seine persönlichste Idee, die er sogar sich selbst noch teilweise verbarg, eine Brücke zu schlagen, auf der die Sozialisten in sein Lager marschieren sollten. Es ist ja klar, daß den Armen zu helfen eine ritterliche Aufgabe ist und daß für den wahren Hochadel eigentlich kein so großer Unterschied zwischen einem bürgerlichen Fabrikanten und seinem Arbeiter bestehen kann; ‚wir alle sind ja im Innersten Sozialisten‘ war ein Lieblingsauspruch von ihm und hieß ungefähr so viel und nicht mehr, wie daß es im Jenseits keine sozialen Unterschiede gibt. In der Welt hielt er sie aber für notwendige Tatsachen und erwartete von der Arbeiterschaft, wenn man ihr bloß in den Fragen des materiellen Wohlbefindens entgegenkomme, daß sie von unvernünftigen, in sie hineingetragenen Schlagworten abstehn und die natürliche Weltordnung einsehn werde, wo jeder in dem ihm bestimmten Kreis Pflicht und Gedeihen findet. Der wahre Adelige erschien ihm darum so wichtig wie der wahre Handwerker, und die Lösung der politischen und der wirtschaftlichen Fragen lief für ihn eigentlich auf eine harmonische Vision hinaus, die er Vaterland nannte.“⁸

⁸ Musil (wie Anm. 1), S. 89f.

An diesem Beispiel wird deutlich, was es heißt, dass die Literatur nicht die Welt, sondern die Lebenswelt darstellt. Die Strukturen, aus denen sich die politische Situation vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs (dort ist Musils Roman angesiedelt) objektiv erklären lassen – die Klassegegensätze von Adel, Bürgertum und Arbeitern, die ideologischen Gegensätze von monarchistisch-christlichem Konservatismus, Nationalismus und Sozialismus –, kommen hier alle vor: doch nicht als objektivierende Begriffe, sondern als persönliche Auffassungen, die von der Herkunft und den alltäglichen Lebenserfahrungen und -gefühlen eines Menschen geprägt sind. Es ist nicht die Sprache der Politik und schon gar nicht die der Soziologie oder Politikwissenschaft, die hier gesprochen wird, sondern die Alltagssprache, von der sich hier zeigt, wie sie auf ihre Weise Politisches erfasst. Die politische Lebenseinstellung eines paternalistischen Aristokraten wird nachvollziehbar gemacht, nicht dokumentarisch – es gibt keinen realen Grafen Leinsdorf –, sondern prägnant stilisiert. Literarische Figuren entwerfen typisierte Lebenswelten, in denen die Leser zu Gast sein können und über die sie – anders als über ihre eigene oder die ihrer realen Mitmenschen – zu reflektieren vermögen. Das ist die zweite Differenz der literarischen gegenüber der realen Alltagssprache: Sie kann nicht nur prägnanter sein, sie verschafft zugleich eine reflexive Distanz. Musil treibt sie im besonderen hervor, indem er die figurenperspektivische Sicht von Innen mit einer satirischen Außensicht seines Erzählers verbindet, so dass man sich, wenn man liest, hier zugleich teilnehmend *in* Graf Leinsdorf und kritisch *neben*, in satirischer Hinsicht auch *über* Graf Leinsdorf befindet. Das ist die subtile Kunst des Erzählens, die man mit Schulvokabular als doppelten Modus bezeichnen könnte, als Verschlingung von Figuren- und Erzählerperspektive. Genau diese beiden Differenzen – d.h. die größere Prägnanz und die bewusste Handhabung der oder mehrerer Perspektiven – zeigen schließlich, wie die Literatur gegen das „Schwachsinnigwerden“ der Alltagssprache gegenüber der Wissenschaftssprache anarbeitet: Sie kultiviert das Ausdrucksvermögen der nicht begrifflich präzisierenden, sondern vielschichtig komplexen Alltagsrede und sie entwickelt es durch ihre Perspektivierung zu einem eigenen Verständigungs- und Erkenntnismittel. Wie das geschieht, wird deutlich, wenn man bedenkt, dass die Literatur nicht nur reale, sondern auch irrealer Perspektiven einzunehmen vermag. Sie kann sowohl bestehende und einander fremde als auch nicht wirkliche, d.h. nur mögliche und sogar unmögliche Lebenswelten vermitteln.

Der erste Fall gilt seit langem als ein auch populär gewürdigtes Leistungsmerkmal der Literatur. Dass sie historisch Vergangenes als Lebenswelt erlebbar machen, ist der Reiz historischer Romane und Dramen, der nicht nur – was die Romane betrifft – durch den bis

heute enormen Publikumserfolg bestätigt wird, sondern immer wieder auch von akademischen Historikern, die literarische Geschichtsdarstellungen würdigen (Paradefall etwa Golo Mann, der Schillers Wallenstein so schätzt⁹). Was für die historische Fremdheit gilt, lässt sich auf die räumliche und auch soziale Fremde übertragen, überhaupt auf alles, was anders ist als die je eigene Lebenswelt des Lesers: anders konditioniert, anders sensibilisiert, mit anderen Erfahrungen versehen. In all diesen Fällen leistet die Literatur Verständigungs- und Erkenntnishilfe, indem sie fremde Lebenswelten nachvollziehbar und reflektierbar macht. Da diese Leistungen der Literatur so wohlvertraut sind, will ich mich auf den anderen Fall, auf die möglichen und unmöglichen Lebenswelten beschränken. Hier kommt es mir auf etwas an, was unter der Popularität der phantastischen oder der science-fiction Literatur verborgen ist. Die Entführung in Phantasiewelten ist gewiss ein starkes Angebot der Literatur, bei dem jedoch die Evasion größer sein wird als Verständigungs- oder Erkenntnisleistungen. Ich möchte dagegen auf solche möglichen oder unmöglichen Lebenswelten hinweisen, die nicht evasiv wirken, sondern umgekehrt invasiv, die also nicht aus dem eigenen Alltag und dessen Wahrnehmung und Bewertung hinaus-, sondern in ihn hineinführen. Als Beispiele sollen mir zwei Romane dienen, deren einer ein jüngerer Bestseller und deren anderer ein moderner Klassiker ist. Das Mögliche und Unmögliche, das sie zeigen, wurde im ersten Fall als Skandal beschrieben und ist im zweiten Fall kanonisch geworden. Doch liegen Skandal und Kanon hier in einer Hinsicht eng beieinander. Sie zeigen beide spezifische Leistungen der Literatur.

Der erste Fall, mein Beispiel für eine mögliche Lebenswelt, ist Michel Houellebecqs Roman *Les particules élémentaires*, deutsch: Die Elementarteilchen. Der Titel zeigt an, worum es geht. Der Roman zeichnet die menschliche Wirklichkeit, wie sie aus einer radikal biologisch naturwissenschaftlichen Sicht aussähe. Wie müssen einem die Menschen vorkommen, wenn sie nicht als bewusst Handelnde, sondern als reproduktionsorientiert verhaltensdeterminierte Lebewesen, wenn sie also nicht als moralische Individuen, sondern als evolutionäre Elementarteilchen anzusehen sind? Der Roman beantwortet diese Frage in dem ungleichen Brüderpaar Bruno und Michel, wobei der erste als tragikomisches Opfer und der zweite als naturwissenschaftlicher Neutralisierer des menschlich Geschlechtlichen erscheint. Michel, der Human- und Reproduktionsbiologe, gibt die Perspektivfigur eines konsequent evolutionsbiologisch materialistischen Menschenbildes: „Profondément éloignée des catégories chrétiennes de la rédemption et de la grâce, étrangère à la notion même de liberté et de pardon, sa vision du monde en acquérait quelque chose de mécanique et d’impitoyable.“

⁹ Vgl. Golo Mann: Schiller als Geschichtsschreiber, in: G. M.: Geschichte und Geschichten, Frankfurt a. M. 1961, S. 63-84.

Les conditions initiales étant données, pensait-il, le réseau des interactions initiales étant paramétré, les événements se développent dans un espace désenchanté et vide ; leur déterminisme est inéluctable.¹⁰ Dieses Menschenbild macht der Roman nicht begrifflich zum Thema, er versucht vielmehr auf seine Weise, es lebensweltlich zu reflektieren. Michels Welt ist die Wirklichkeit dessen, der das biologistische Menschenbild verinnerlicht hat. Um es in Anlehnung an Husserl zu sagen: Michel ist ein Mensch, dessen wissenschaftliche Erkenntnisse in seine Lebenswelt eingesunken und dort wirksam geworden sind. Houellebecqs literarischem Stil ist es zu verdanken, dass wir einen Eindruck davon erhalten, wie ein Mann, der sich selbst als reproduktionsbiologisches Elementarteilchen versteht, den Geschlechtsakt erlebt. Das geht so:

„Annabel se leva, ôta un à un ses vêtements. ‘De toute façon faisons l’amour, dit-elle. Ça fait au moins un mois qu’on n’a pas fait l’amour. J’ai arrêté de prendre la pilule il y a deux semaines ; aujourd’hui, je suis dans une période de fécondité.’ Elle posa les mains sur son ventre, remonta jusqu’à ses seins, ouvrit légèrement les cuisses. Elle était belle, désirable et aimante ; pourquoi ne ressentait-il rien ? C’était inexplicable. Il alluma une nouvelle cigarette, s’aperçut soudain que la réflexion ne lui servirait à rien. On fait un enfant ou on ne le fait pas ; ce n’est pas de l’ordre de la décision rationnelle, ça ne fait pas partie des décisions qu’un être humain puisse rationnellement prendre. Il écrasa son mégot dans le cendrier, murmura : ‘J’accepte.’

Annabel l’aïda à enlever ses vêtements et le masturba doucement pour qu’il puisse venir en elle. Il ne ressentait pas grand-chose, sauf la douceur et la chaleur de son vagin. Il cessa rapidement de bouger, saisi par l’évidence géométrique de l’accouplement, émerveillé aussi par la souplesse et la richesse des muqueuses. Annabelle posa sa bouche sur la sienne, l’entoura de ses bras. Il ferma les yeux, sentit plus nettement l’existence de son propre sexe, recommença à aller et venir. Peu avant d’éjaculer il eut la vision – extrêmement nette – de la fusion des gamètes, et tout de suite après des premières divisions cellulaires.¹¹

Das ist die Lebenswelt eines konsequenten Evolutionsbiologen – oder könnte es immerhin sein. Houellebecqs Roman erkundet, was sich im Alltäglichen ändert, wenn man seine Auffassung vom Menschen nach wissenschaftlich evolutionsbiologischen Perspektiven ausrichtet. Noch scheint es, dass Michels Lebenswelt nirgendwo wirklich existiert. Doch ist sie möglich. Und sie wird in dem Maße wahrscheinlicher, wie die naturwissenschaftliche

¹⁰ Michel Houellebecq: Les particules élémentaires, Paris 1998, S. 113.

¹¹ Ebd. S. 341f.

Selbstbeschreibung des Menschen an Anspruch und Dominanz zunimmt. Dass die Literatur solche möglichen Lebenswelten zu simulieren vermag, könnte uns ersparen, dass sie wirklich werden.

Der zweite Fall, der Klassiker der unmöglichen Lebenswelt, ist Kafkas Roman *Das Schloß*. Anders als etwa in Kafkas Erzählung *Die Verwandlung* oder in seinem *Bericht für eine Akademie*, wo es sich um eindeutige physische Unmöglichkeiten handelt (ein Mensch, der ein Ungeziefer; ein Affe, der ein Mensch wird), ist die Situation im *Schloß* undeutlicher: Hier ist es nur das Gesamtbild, das unmöglich erscheint, nie einzelne Details. Es gibt tatsächlich große Schlösser, in denen große Verwaltungen untergebracht sind, und es gibt abgelegene große Schlösser neben kleinen Dörfern. Doch trifft wohl nie beides zusammen. Es gibt Nebel und Dunkelheit und verworrene Baukörper, doch führt das wohl nie dazu, dass man eines großen Gebäudes in unmittelbarer Nähe niemals ansichtig werden kann. Es gibt für einen zuständige Beamte, an deren schwieriger Erreichbarkeit man nahezu verzweifeln mag, aber wohl nie so, dass man demselben Beamten zugleich immerzu nachts begegnet, dass man immer wieder in unmittelbare Nähe zu ihm gerät, ohne ihn ansprechen zu können, und dass man gleichzeitig dieselbe Geliebte hat wie er. Es gibt mitunter Überschneidungen von Öffentlichkeit und Privatsphäre, wenn man z. B. einen Amtsträger zu Hause besucht und sich von ihm Berufliches erzählen lässt; doch wohl nie so, dass alle öffentlichen Amtsvorgänge immer nur in intimen Privaträumen stattfinden und man Amtsstuben, in denen man eigentlich dienstlich zu tun hätte, nicht anders als aus privaten Erzählungen kennt. Es gibt unordentliche Büros und einzelne Routiniers, die sich trotz der Unordnung darin zurecht finden, jedoch wohl nie so, dass ein gesamter Verwaltungsapparat zu einer Groteske aus genialischer Hyperpräzision und Schlamperei wird. Alles das, was es in Wirklichkeit „wohl nie“ gibt, gibt es in Kafkas Roman. Durch die Vermittlung der Figur „K.“ ist der Leser in dieser Romanwelt zu Gast, kann er sie als K.s Lebenswelt miterleben.

Kafkas Verfahren, durch Kombination, Übertreibung und Groteske die alltägliche zur unmöglichen Welt zu verschieben, ist so eigenwillig, dass man dafür bekanntlich keinen Begriff, sondern nur seinen Namen gefunden hat: kafkaesk. Dieses Merkmal, das weiß man auch, ist keine Einladung zur Evasion, keine Verführung in phantastische Welten, sondern eine viel geringere, wirklichkeitsnahe Verschiebung, die auf die Wirklichkeitswahrnehmung zurückwirkt. Wie sie das tut, will ich an einem Beispiel aus dem *Schloß* veranschaulichen, das in Zeiten der Call-Center auf neue Weise aktuell geworden ist: am Beispiel des Telefonierens.

Um das Zitat zu verstehen, muss man wissen, dass Sordini einer wegen seiner Fähigkeiten berühmter, gleichwohl noch untergeordneter Referent im Schlosse ist. So also telefoniert man dort:

„Im Schloß funktioniert das Telephon offenbar ausgezeichnet; wie man mir erzählt hat wird dort ununterbrochen telephoniert, was natürlich das Arbeiten sehr beschleunigt. Dieses ununterbrochene Telephonieren hören wir in den hiesigen Telephonen als Rauschen und Gesang, das haben Sie gewiß auch gehört. Nun ist aber dieses Rauschen und dieser Gesang das einzige Richtige und Vertrauenswerte, was uns die hiesigen Telephone übermitteln, alles andere ist trügerisch. Es gibt keine bestimmte telephonische Verbindung mit dem Schloß, keine Zentralstelle, welche unsere Anrufe weiterleitet; wenn man von hier aus jemanden im Schloß anruft, läutet es dort bei allen Apparaten der untersten Abteilungen oder vielmehr es würde bei allen läuten, wenn nicht, wie ich bestimmt weiß, bei fast allen dieses Läutwerk abgestellt wäre. Hie und da aber hat ein übermüdeter Beamter das Bedürfnis sich ein wenig zu zerstreuen – besonders am Abend oder bei Nacht – und schaltet das Läutwerk ein, dann bekommen wir Antwort, allerdings eine Antwort, die nichts ist als Scherz. Es ist ja auch sehr verständlich. Wer darf denn Anspruch erheben, wegen seiner privaten kleinen Sorgen mitten in die wichtigsten und immer rasend vor sich gehenden Arbeiten hineinzuläuten. Ich begreife auch nicht, wie selbst ein Fremder glauben kann, daß wenn er z. B. Sordini anruft, es auch wirklich Sordini ist, der ihm antwortet. Vielmehr ist es wahrscheinlich ein kleiner Registrator einer ganz anderen Abteilung. Dagegen kann es allerdings in auserlesener Stunde geschehn, daß, wenn man den kleinen Registrator anruft, Sordini selbst die Antwort gibt. Dann freilich ist es besser, man läuft vom Telephon weg ehe der erste Laut zu hören ist.“¹²

Wer heutzutage schon einmal in den Warte- und Verweisschleifen von sogenannten hotlines verstrickt war, weiß, welche prekäre Wirklichkeitsnähe das Kafkaeske hat. Ununterbrochen Telefonieren ohne je eine bestimmte, vertrauenswürdige Verbindung zu bekommen: das kennen wir auch. In K.s Lebenswelt scheint aufgeblendet, was unsere eigene Gegenwart an Absurdem und Bedrohlichem birgt. Der Roman wirkt wie ein Vergrößerungsglas für die latenten Übel der bürokratisierten, den Einzelnen immer abstrakter behandelnden Welt, man könnte auch sagen: Er ist ein Lebensweltsimulator für gefährliche Entwicklungen. Man wünscht sich, dass er zur Pflichtlektüre für jeden Verwaltungsreformer wird, damit dieser sich

¹² Franz Kafka: Das Schloß. Roman in der Fassung der Handschrift, hg. von Malcom Pasley, Frankfurt a. M. 1982, S. 116f. (= F. K. Schriften, Tagebücher. Kritische Ausgabe)

nicht nur auf die wissenschaftlichen Erkenntnisse seines Verwaltungsstudiums verlässt, sondern auch auf die lebensweltliche Schulung durch die Literatur.

Romane – so kann man es am Ende zwar nicht mit einem, doch mit einigen wenigen Worten sagen – sind experimentierende Lebensweltsimulatoren gegen das Schwachsinnigwerden der Alltagssprache.